

**Rafał MATUSZEWSKI, *Being Alone in Antiquity: Greco-Roman Ideas and Experiences of Misanthropy, Isolation and Solitude*, Berlin–Boston: De Gruyter, 2022, IX + 470 pp., ISBN: 9783110757934, 129,00 €.**

Während der Lockdowns in der Pandemie mussten viele von uns Einsamkeit am eigenen Leibe erfahren. So hat das bereits im Jahr 2019 geplante, für April 2020 angesetzte und letztlich abge-sagte *Salzburger Frühlingssymposium* zum Thema „Einsamkeit und Isolation in der Antike“ eine ungeahnte Aktualität erhalten, wie Rafał MATUSZEWSKI gleich zu Beginn des von ihm herausge-gbenen interdisziplinären Sammelbandes schreibt. Zusammen mit insgesamt 21 Beitragenden aus Alter Geschichte, Klassischer Philologie und Medizingeschichte hat er sich dazu entschlossen, das Publikationsprojekt auch ohne vorausgehende Tagung durchzuführen. Das daraus resultierende Buch ist gegliedert in eine Einleitung sowie drei Abteilungen zu den Themenblöcken „Times and Places“, „Individuals, Norms and Stereotypes“ und „Gender, Emotions and Mental Conditions“. Ich bespreche im Folgenden nur einen Teil seiner Beiträge, die in englischer, deutscher und franzö-sischer Sprache verfasst sind und sich etwa hälftig auf den griechischen und römischen Kulturkreis verteilen.

In der Einleitung stellt MATUSZEWSKI zunächst effektiv den in *P.Oxy.* L 3555 dokumen-tierten Fall einer alleinstehenden Dame namens Thermouthion, die um ihre verletzte Sklavin Peina – ihren einzigen Sozialkontakt – bangt, neben moderne Konstellationen von (Angst vor) Vereinsamung und garniert dies mit aktuellen Statistiken und soziologischen Studien. In der Folge tritt der Herausgeber wieder einen Schritt zurück, indem er wichtige definitorische Arbeit leistet: Freiwillige, unfreiwillige und pathologische Isolation werden voneinander abgegrenzt, außerdem wird in loser Anspielung an Uvo Hölscher klargestellt, dass – bei aller scheinbarer ‚Nähe‘ antiker Erfahrungen von Einsamkeit – diese aufgrund semantischer und soziokultureller Unterschiede un-serem modernen Verständnis ‚fremd‘ bleiben und deshalb einer genauen Erforschung bedürfen. Der Grund für die folgenden Kapitel, die im zweiten, längeren, Teil der Einleitung (S. 9–17) zu-sammengefasst werden, ist auf diese Weise bereitet.

Die Sammlung selbst beginnt mit zwei Aufsätzen zur griechischen Kultur, von Angelos CHANIOTIS über nächtliche Einsamkeiten und Karolina SEKITA über Einsamkeit und Isolation im Angesicht des Todes. SEKITA berührt viele interessante und anregende Punkte, unter anderem Aspekte von Sehen und Unsichtbarkeit im homerischen Epos und der attischen Tragödie: Hell-Dunkel-Kontraste in Sterbeszenen, das Schwinden des Augenlichts und das Hinübergehen ins Reich der Unsichtbarkeit sind allesamt Elemente dieser auch optisch vermittelten Isolation (S. 45–46). Ein weiterer überzeugender Gedanke ist die herausgearbeitete Dialektik von Ausschluss aus dem Reich der Lebenden bei gleichzeitigem Eintritt in die Menge der Toten oder in kosmische Zusammenhänge (47–49); ebenfalls dialektischen Denkfiguren verpflichtet sind SEKITAS auf eine Vielzahl von Texten gestützte Erwägungen über Grabmäler als Zeichen der Absenz und Permanenz (49–51).

In seiner Studie über die Inszenierung von Einsamkeit römischer Eliten auf ihren Landgütern macht es sich Darrel JANZEN zur Aufgabe, die Rolle von Sklaverei innerhalb des privilegierten Lebensraums der Villa zu untersuchen. Dass auf realhistorischer Ebene Sklaven unabdingbar für diese Lebensform waren, ja diese erst ermöglicht haben, sollte jedem sofort einleuchten. Aber JANZEN deckt anhand einer eingehenden, mitunter etwas langatmigen Diskussion einiger Plinius-Briefe (I 3; I 22; II 10 und II 17 u.a.), Sen. *Ep.* 55 und Stat. *silv.* 2,2 noch weitere wichtige Verwendungen von Sklaverei im Villendiskurs auf, die zuweilen widerstreitend sind: So wird Sklaverei metaphorisch verwendet, bald zur Beschreibung des neuen zurückgezogenen Zustands jenseits der politischen Entscheidungszentren in der Stadt, bald als Kontrastfolie zur Beschreibung des rastlosen urbanen Lebens, das man hinter sich gelassen hat.

Die Darstellung des Proteus bei Homer, Vergil und Ovid ist Thema des Beitrags von Francesca BOLDREER. Die Studie ist weniger intertextuell angelegt, als dass sie wiederkehrende Elemente dieser für die vorliegende Fragestellung einschlägigen Figur sammelt. Zwei Hauptergebnisse werden von der Autorin herausgearbeitet: Proteus als „eine nicht kontaminierte Natur voller Geheimnisse“ (S. 136), der deshalb in seiner Isolation eine besondere Anziehungskraft auf Sterbliche ausübt, die Wissen über Vergangenheit und Zukunft erlangen wollen, und Proteus' Schicksal als Bürde, weswegen in den poetischen Zeugnissen stets eine gewisse Sympathie für diese menschenscheue Gestalt durchscheint.

Fabio TUTRONE nimmt in seinem Aufsatz die Funktion des epikureischen Gartens insbesondere für Lukrez in den Blick. Der Rückzug in den Garten gemäß dem *lâthe biôsas*-Ideal und die im Lehrgedicht zu beobachtende Wendung ins Innere sind nach TUTRONES Interpretation nicht Ausdruck einer Menschenflucht, sondern überhaupt erst Voraussetzung für die epikureische Philanthropie.

Generell weist der Band leider wenige explizite Querverbindungen und Interaktionen zwischen den einzelnen Beiträgen auf. Eine Ausnahme bilden hier die Aufsätze von Bernadette DESCHAMPS und Andres V. MATLOCK zu Cicero: Beide widmen sich der Zeit nach 45, als Cicero, politisch kaltgestellt und schwer getroffen vom Tod seiner Tochter, sich erneut der philosophischen Schriftstellerei zuwandte. Während DESCHAMPS Ciceros Briefe an Atticus aus dieser Zeit und aus der Zeit seines Exils im Jahr 58 untersucht, benutzt MATLOCK eben jene Briefe aus dem Jahre 45 zu einer biographischen Grundierung seiner Interpretation des Beginns des fünften Buchs von *De finibus* – aber ohne dabei in einen kruden Biographismus abzugleiten. Beide Aufsätze sind reich an Einsichten zu diesen wichtigen Lebens- und Schaffensphasen Ciceros und daher unbedingt lesenswert (einzig bei DESCHAMPS' einleitenden semantischen Abgrenzungen lateinischer Wörter aus dem Wortfeld Einsamkeit hätte man sich aus philologischer Sicht etwas mehr Sorgfalt in Form von Wörterbuch- oder Primärtextbelegen gewünscht). Insbesondere MATLOCKS Text enthält einige Gedanken, die über eine Stelleninterpretation hinausgehen und den Blick auf größere Zusammenhänge eröffnen: Zunächst besticht die Beobachtung, dass die einzelnen Teile von *De finibus* in einer immer weiter entfernter liegenden Vergangenheit situiert werden (Bücher 1 und 2 im Jahr 50 v. Chr., 3 und 4 im Jahr 52 und Buch 5 schließlich im Jahr 79), und dass damit eine zunehmende Fiktionalisierung der Dialogteile einhergeht. Bereits die Figuren des Dialogs seien in Buch 5 schon eher als autobiographische Erinnerungsorte Ciceros denn als historische Gestalten aus Fleisch und Blut zu begreifen. Auf dieser Linie argumentiert MATLOCK sodann, dass der Ort des Dialogs, die attische Akademie, von den Dialogpartnern nicht aus touristischem Interesse, sondern wegen des *genius loci* aufgesucht werde. In den frühen 80er Jahren haben die führenden Akademiker Antiochus und Philon die Stadt verlassen müssen, und in der Folge ist die Schule in verschiedene Strömungen zerfallen. Das Wort *solitudo* erhält auf diese Weise eine doppelte Bedeutung, insofern die Dialogpartner zugleich an der alten Einheitlichkeit der Akademie und an der nachmittäglichen Abgeschiedenheit des Ortes interessiert sind, letztlich aber Fragmentierung und Verlassenheit vor Augen geführt bekommen. So ist auch in Ciceros Briefen aus dieser Zeit die Einsamkeit in höchstem Maße ambivalent, wenn nicht gar paradox: Einerseits wird sie als angenehm, andererseits als feindlich und schmerzhaft dargestellt. Auf vielfache und komplexe Weise spiegeln sich die beiden Textcorpora ineinander, sodass MATLOCK zu dem Schluss kommt: „Cicero uses the word *solitudo* to describe both the site of his battle with grief and the Academy of his reminiscence. This repetition marks a seam between real and written worlds, between human experience and the goals of philosophy. Cicero's compositional technique [...] allows us to see an author tracing the ambit of his life, registering in the discrete space of his text the trajectory of his vita“ (S. 260–261).

Mit Suetons Darstellung des Kaisers Tiberius, den der Lyriker Durs Grünbein einmal treffend als „Misanthrop auf Capri“ bezeichnete, setzt sich Monika FRASS in ihrem Beitrag auseinander. Textnah und konzis entfaltet sie das Bild eines Alleinherrschers im Wortsinn und seiner immer weiter zunehmenden sozialen, emotionalen und räumlichen Isolation. Aus den vielen anregenden Bemerkungen heraus ragt in meinen Augen FRASS' an Suet. *Tib.* 40,1 entwickelte Interpretation

zur Insel Capri: „Die Beschaffenheit des bewusst erkorenen Ausstiegsortes, die abgelegene Insel Capri wird nahezu allegorisch zum Spiegel seiner [Tiberius’] Person durch Begriffe wie Unzugänglichkeit, Isolation, Schrofheit, und somit zur idealen Destination für die charakterliche Disposition des Herrschers“ (S. 281).

Stefan FEDDERN möchte in seinem Aufsatz den – mit zahlreichen Belegen aus der antiken Dichtungstheorie unterfütterten – Nachweis antreten, dass „Ovids Vergleich zwischen seinen und Odysseus’ Leiden (*trist.* 1, 5)“ (Zitat aus dem Titel des Beitrags S. 361) nicht komisch, sondern durchweg ernsthaft angelegt sei. Zumindest in weiten Teilen gelingt FEDDERN das auch, jedoch leidet seine Interpretation ein wenig darunter, dass er, ohne es zu benennen, eine ausschließlich produktionsästhetisch orientierte Perspektive auf den Text einnimmt: Würde man den Blick etwas weiten und den Text auch von einer rezeptionsästhetischen Warte betrachten, könnte man schnell dem Gedanken verfallen, dass gerade eine zur Schau gestellte hohe Ernsthaftigkeit oftmals – und so zuweilen auch hier – äußerst komische Effekte zeitigt.

In Florian KRÜPES Beitrag wird die Rezeption der Kaisertochter Julia in fünf historischen Romanen aus dem 20./21. Jahrhundert und einer Verfilmung präsentiert. Die einführenden Bemerkungen zur Person der Julia, zunächst zentrales Element in der augusteischen Erbfolgepolitik, später auf die Insel Pandateria exiliert, geben einen effizienten Überblick über die antike Quellenlage und die aktuellen Forschungspositionen. Die folgende Besprechung der Romane, die zwar alles andere als unreflektiert ist, aber bedauerlicherweise ohne expliziten rezeptions- und transformationstheoretischen Fundierung daherkommt, vermittelt ein umfassendes und lebendiges Bild von dem Film und den Büchern und ihrem gattungsspezifischen Schwanken zwischen Fiktion und Historie.

Nadine METZGER untersucht in dem den Band abschließenden Beitrag den Misanthropie-Diskurs bei kaiserzeitlichen und frühbyzantinischen medizinischen Autoren. Auch literarische Zeugnisse aus der Komödie, der Biographik und der Epigrammatik werden in den Blick genommen. METZGER streicht einen tendenziellen Bedeutungswandel heraus, der sich von einer Verhaltensauffälligkeit hin zum Pathologischen und schließlich zum Moralischen und von eher passiven Symptomen hin zu aggressiven Verhaltensweisen entwickelt, oder in ihren Worten: ‚verschärft‘.

Alles in allem liegt hier ein gut gemischter und anregender Band zu einem interessanten und großen neuen Forschungsfeld vor. Dass manche Beiträge weniger sorgfältig redigiert und bibliographiert sind als andere (ein Beitrag kommt mit einem Literaturverzeichnis aus, das nur drei Titel umfasst), schmälert den Verdienst des Unterfangens nur geringfügig. Um die Ergebnisse der Forschungsarbeiten besser herauszustellen, hätte auf allen Ebenen auch der Wille zum expliziten Vergleich und zur Synthese noch ausgeprägter sein dürfen; die kurzen Abstracts in der Einleitung und das Register vermögen es nur bedingt, die einzelnen Resultate zusammenzuführen und in einen Dialog zu setzen. Aber dieses Defizit ist wahrscheinlich zu einem gewissen Grade auch der eingangs geschilderten Genese des Projekts geschuldet. Die Stärke des Buches liegt ohnehin in der Vielfalt der Beiträge und behandelten Themen, die dennoch Raum lässt für Vertiefung, Ausweitung und Übertragung auf andere Bereiche der griechisch-römischen Kultur und Literatur – und darüber hinaus.

Martin Stöckinger  
mstoecki@uni-koeln.de  
Universität zu Köln